Zur Einführung

Gotthold Ephraim Lessing irritierte 1778 mit „Ernst und Falk“, dem Gespräch über Freimaurerei, die kosmopolitische Euphorie vieler Intellektueller. Er machte darauf aufmerksam, daß nun einmal nicht alle Menschen in einem Staat leben könnten, selbst wenn dieser die beste Verfassung besäße, denn ein „so ungeheurer Staat“ könne nichts und niemanden verwalten. Er müsse sich daher wiederum in mehrere kleine Staaten unterteilen. Im folgenden spricht Lessing aber nicht mehr von Staaten, sondern von Franzosen und Deutschen, Holländern und Spaniern, die es so oder so weiterhin gäbe und die ein weniger großes Ganzes als den Weltstaat bildeten. Er setzt mithin sowohl Staaten und deren Bewohner zueinander als auch beides zum Weltenstaat in Beziehung. Überdies behauptet Lessing: Die bürgerliche Gesellschaft führe die Trennung in weniger große Teile immer weiter fort: Sie untergliedere sich nach Ständen, Besitz, Partizipationsrechten und vielem mehr. Daraus zieht er den Schluß: „Die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen.“¹

Lessings Überlegungen sind aktuell geblieben. Läßt sich die Menschheit nur durch ihre bewußte Trennung in Großkulturen, in Staaten, Nationen oder Völker zum friedlichen Zusammenleben vereinigen? Lebt die Welt nur deshalb nicht im ewigen Frieden, weil der Zuschnitt der Staaten nicht den ethnischen und kulturellen Grenzen ihrer Bevölkerung entspricht? Diese aktuellen Fragen führen ins Zentrum dieses Buches, das vorrangig am Beispiel der deutschen Nation zeigen will, daß es bereits in der Frühen Neuzeit Nationen sowohl als politische als auch als ethnisch-kulturelle Zuordnungsgemeinschaften gegeben hat. Die vielen Nationsdefinitionen ändern zunächst jedoch nichts daran, daß die pragmatische Auffassung von Ernest Renan noch immer eine hohe Plausibilität besitzt: Nation ist, was sich selbst als solche versteht, von außen entsprechend wahrgenommen wird und in dieser Konstellation zusammenbleiben will. Nation ist demnach frei nach Reinhart Koselleck der übergreifende Sinnhorizont von „Erfahrungsraum und Erwartungshorizont“. Wer aber sind die Träger der Nation? Wenn ihre Existenz ein „tägliches Plebiszit“ ist, wer stimmte in der Frühen Neuzeit ab? Wer kreierte die Feindbilder sowie die tatsächlichen oder vorgeblich gemeinsamen Werte und Tugenden, Traditionen und Hoffnungen, die eine nationale Identität begründeten, verbürgten und immer wieder neu bestätigten?

¹ *Gotthold Ephraim Lessing, Ernst und Falk. Gespräche über Freymäurer* (1778), in: *ders.*, Werke, Bd. 8 (Frankfurt a. M. 1989) 451–488, Zitat: 464.

Für die frühneuzeitliche deutsche Nation spielte das gegen Türken und Franzosen gleichermaßen emotionalisierend und mobilisierend in Stellung gebrachte Erbfeindsyndrom eine wichtige Rolle. Beide galten als Feinde der ganzen deutschen Nation: die Türken aufgrund der offensichtlich großen religiösen und kulturellen Differenzen, die Franzosen, weil ihre Kriege in Deutschland in erster Linie als (macht)politisch motiviert wahrgenommen wurden. Türkische oder französische Angriffe einten das Reich. Wer sich gegen sie der Verteidigungspflicht entzog, hatte mit Sanktionen zu rechnen. Im Unterschied dazu waren die militärischen Interventionen anderer europäischer Staaten – zu nennen sind vor allem Spanien, Schweden, Dänemark – fast immer auch konfessionell begründet und durch entsprechende Bündnisse mit dem Kaiser oder mit gewichtigen Reichsständen abgesichert. Nationale Solidarität ließ sich gegen diese „Feinde“ nur sehr schwer oder gar nicht einklagen, zumal sie zwar die Anhänger einer Konfession, nicht aber das Identifikation stiftende nationale Wertesystem insgesamt oder die territoriale Integrität zu bedrohen schienen.

Was also hielt die deutsche Nation zusammen? Dies war – sieht man einmal von allen kulturellen und ethnischen Differenzen ab – der Glaube, mit dem repräsentativen Kaisertum und der deutschen Freiheit als einer effektiven Sicherung gegen despotische Beherrschung überregionale, überkonfessionelle und überständische Gemeinsamkeiten zu besitzen, die Deutschland von anderen Ländern unterschieden und die zu verteidigen sich lohnte. Das föderativ-zusammengesetzte Reich mit seinem Kaiser in Wien, dem Reichskammergericht in Speyer bzw. Wetzlar und dem schließlich ortsfesten Reichstag in Regensburg bildete den Bezugspunkt und die *conditio sine qua non* der deutschen Nation. Noch um 1800 wurde sie von ihren führenden Köpfen aufgefordert, die entwicklungsfähige Reichsverfassung zu verteidigen bzw. wieder zu beherzigen.

Die vom Reich geformte, politisch bestimmte Nation, die nicht auf die „Partizipation aller Staatsbürger“ angelegt war², und deren Gesetze auch nicht für alle in gleicher Weise galten, bildete einen in jeder Hinsicht durchlässigen Rahmen. Sie forderte keine absolute Hingabe, sondern ließ andere Identitäten und Loyalitäten gelten. Die deutschen Bürger und Untertanen besaßen demnach viele Vaterländer: Wohnort, Heimat, Herrschaft, Landschaft, evtl. Diözese, Deutschland bzw. den Reichs-Staat.

Der Kollektivsingular „deutsche Nation“, so wie er im offiziellen Reichstitel „Heiliges Römisches Reich deutscher Nation“ erscheint, generiert eine herrschaftlich-staatlich definierte Großgemeinschaft von Menschen, die in einem definierbaren Gebiet unter dem Kaiser und wenigstens weithin einheitlichen Gesetzen lebten. Die „Geschichtlichen Grundbegriffe“ haben „Volk“ und „Nation“ unter einem Lemma vereint. Dieses Vorgehen rationalisierte ein Defizit, könnte

² Vgl. Dieter Langerwiesche, Das Alte Reich nach seinem Ende. Die Reichsidee in der deutschen Politik des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Versuch einer nationalgeschichtlichen Neubewertung in welthistorischer Perspektive, in: Anton Schindling, Gerhard Taddey (Hrsg.), 1806 – Souveränität für Baden und Württemberg. Beginn der Modernisierung? (Stuttgart 2007) 27–51, Zitat: 51.

sich aber im nachhinein als ausgesprochen klug erweisen, weil die Bedeutungsunterschiede in der Frühen Neuzeit wenig eindeutig sind. Reinhart Koselleck trennt allerdings für die Sattelzeit – im Gegensatz zum heutigen Begriffsgebrauch – zwischen „Nation“ als vorstaatlichem Abstammungszusammenhang und „Volk“ als primär politischem Begriff. Damit vereindeutigt er einen höchst komplexen Befund, der so aus den einschlägigen Quellen nicht unbedingt zwingend ist.

Der „Zedler“, das zwischen 1732 und 1750 erschienene deutschsprachige Universallexikon der Aufklärung, definiert „Nation“ als „eine vereinigte Anzahl Bürger, die einerley Gewohnheiten, Sitten und Gesetze haben“. Dies scheint weniger auf die „natio“ als Abstammungsgemeinschaft, sondern auf einen politisch-verfassungsrechtlichen Rahmen zu verweisen. Wenig später wird jedoch die Abstammung als zentral für die nationale Zugehörigkeit betont und damit das Territorialitätsprinzip – gewichtigstes Signum moderner Nationsdefinitionen – entscheidend relativiert. Die von Deutschen umgebenen Wenden bzw. Sorben gehörten nicht zur deutschen Nation, was aber sein mußte, wenn der Unterschied der Nationen nach den Provinzen beurteilt werde. Nation sei eigentlich der „Inbegriff“ verschiedener in einem Bezirk wohnender und „ein Volck (populus)“ bildender Nationen. Der Sprachgebrauch setze aber seit langem Nation auch für ein Volk, das in einer abgesonderten Provinz wohnhaft sei.

Der deutlich umfangreichere Artikel „Volk“ arbeitet hingegen tatsächlich zunächst die Konstituierung als zentrales Merkmal heraus: Eine Menge will zur Förderung ihrer Wohlfahrt zusammenbleiben und gibt sich dazu eine bestimmte Ordnung. Die „republikanische“ Verfaßtheit, aber auch die Vorbilder der Könige, der Kulturtransfer, das Klima, die durch Geburt vermittelten Anlagen sowie die Erziehung prägten den Charakter eines Volkes. Jedes Volk besitze bestimmte Rechte und könne darüber frei verfügen. Dies gelte aber selbstverständlich nicht – so der die Realität einfangende Schluß des Artikels –, wenn es einem anderen Volk oder einem Oberhaupt unterworfen sei, denn dann müsse das Volk deren Anordnungen folgen³. Was hier eindeutig erscheint, wird wiederum dadurch relativiert, daß weite Passagen des Artikels die Abstammung der Völker von den Söhnen Noahs nachzuweisen versuchen.

Wenn im 18. Jahrhundert Friedrich Carl von Moser meint, die Deutschen seien „ein Volk“⁴, Lessing davon ausgeht, sie seien noch keine „Nation“, und Campe glaubte, daß Deutschland kein gemeinsames „Volk“ kenne, sondern aus „Völkerschaften“ bestehe⁵, so beschreiben sie den gleichen Sachverhalt: eine Einheit in der Vielheit. Es scheint daher etwas gewagt mit Koselleck anzunehmen, daß es im späten 18. Jahrhundert darum gegangen sei, die „verschiedenen Staatsvölker des zerfallenen Reiches zum ‚Volk‘ zu einen“. Nach Koselleck bezog „der Begriff [...] seine Emphase aus dem Anspruch, ‚das deutsche Volk‘ zu meinen und zu generie-

³ Art. Volck, in: *Zedler*, Bd. 50 (1750) Sp. 362–375, hier Sp. 375.

⁴ *Friedrich Carl von Moser*, Vom deutschen Nationalgeist 1766 (ND Selb 1976) 5.

⁵ *Reinhart Koselleck* u. a., Art. Volk, Nation, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 7 (Stuttgart 1992) 141–431, hier: 149.

ren, so wie ‚Deutschtum‘ und ‚Volkstum‘ parallele Begriffsbildungen sind, die sich gegenseitig erläutern. ‚Volk‘ wird gleichsam ein spezifisch deutscher Kompensationsbegriff, der einlösen sollte, was der französische Nachbar mit ‚nation‘ nicht nur auf den Begriff gebracht hatte, sondern auch verwirklicht zu haben schien“⁶.

Diese Eindeutigkeit geben die Quellen nicht her – schon gar nicht in der Revolutionszeit. Der offene frühneuzeitliche Sprachgebrauch prägt noch heute viele relevante Begriffe: „Nationalliteratur“ oder „Nationaltheater“ stehen neben „Volksmärchen“ oder „Volksliedern“. Das könnte auf eine Unterscheidung zwischen Hoch- und Trivialekultur hindeuten, doch der Sprachgebrauch läßt sich nicht eindeutiger machen, als er war und ist: „Volk“ und „Nation“ sind vielfach synonym gebrauchte, dynamische Begriffe, die sich starren Definitionen entziehen und aus dem jeweiligen Kontext heraus bestimmt werden müssen. Das Problem liegt auch hier – wie so oft – in der für Deutschland typischen Aufarbeitung frühneuzeitlicher Sachverhalte unter der erkenntnisleitenden Prämisse der Verspätung, Andersartigkeit und eines angeblichen Sonderweges zum souveränen und mächtigen Nationalstaat.

Friedrich Meinecke hat 1907 in seinem berühmten Buch „Weltbürgertum und Nationalstaat“⁷ zwischen Staats- und Kulturnationen unterschieden. Er sah die deutsche nicht als eine politische, also durch Herrschaft und Staat geformte, sondern als eine um 1800 in den Köpfen der Elite entstandene Kulturnation. Bei aller Differenzierung im einzelnen formte er die Vorstellung einer deutschen Sprach- und Abstammungsgemeinschaft, die er von den westeuropäischen Staatsgemeinschaften absetzte. Aus dieser Setzung und im normativen Rückgriff auf Ernst Moritz Arndt, der 1813 intonierte: „Was ist des Deutschen Vaterland?“⁸, erklärt sich ein wesentlicher Teil der diskursiven Problematik der deutschen Nation im 20. Jahrhundert.

In der Frühen Neuzeit verstanden sich die Bewohner des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation als „Deutsche“. Umgekehrt ist zudem fast immer der Reichs-Staat gemeint, wenn in der Frühen Neuzeit von Deutschland die Rede ist und der Kontext oder erläuternde Zusätze keine andere Deutung nahe legen. Daneben aber gab es eine ganz andere „deutsche Nation“, diejenige der „Deutschsprachigen“, der sich nicht nur fast die ganze Eidgenossenschaft und weite Teile Böhmens, sondern auch viele Menschen in Ostpreußen, im Baltikum, in Siebenbürgen, im Elsaß oder in anderen Teilen Europas zuordneten. Sie lebten in anderen politischen Gemeinwesen, denen ihre politische Loyalität zu gelten hatte und galt. Den Zeitgenossen waren die Unterschiede vertraut. Sie wußten, daß das politische Gemeinwesen Reich die Grenzen des deutschen Sprach- und Kulturräumes mit den Bistümern Trient und Lüttich, mit Mömpelgard, den Lausitzen und dem Herzogtum Krain vergleichsweise geringfügig überschritt⁹. Daß die Men-

⁶ Ebd. 149.

⁷ *Friedrich Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat* (München, Berlin 1919).

⁸ *Ernst Moritz Arndt, Des Deutschen Vaterland* (1813), in: Ernst Moritz Arndts Werke, Bd. 4: Gedichte, 2. Tl., hrsg. v. *Heinrich Meisner* (Leipzig 1894) 18–21.

⁹ Vgl. *Johann Jacob Moser, Neues teutsches Staatsrecht*, Tl. 1 (Stuttgart 1766) 1–20 und 38.

schen dort auch auf eine andere Kultur hin orientiert waren, störte die zahllosen Appelle an das deutsche Vaterland offensichtlich nicht, die sich meist eindeutig auf die Bewohner des Reichs deutscher Nation bezogen.

Die deutsche Nation war föderativ organisiert – dies behauptet jedenfalls ein 2000 erschienener Sammelband auch für die Frühe Neuzeit¹⁰. Sie setzte auf die eingangs zitierte Trennung in Stände, Konfessionen und Heimaten, um auf einer höheren Ebene all dies überwölben und vereinen zu können. Die pauschale Behauptung, für den Bauern, den Bäcker oder die Frau eines Tagelöhners sei Deutschland kein reflektierter Erfahrungsraum gewesen, unterschätzt die Wirkung kultureller Selbstverständlichkeiten. Mit ihnen erschließen sich die Menschen ihren Handlungsraum und eignen ihn sich an. Der deutschen Sprache und dem deutschen Kulturkreis konnten die Bewohner des Reichs nördlich der Alpen ebenso wenig entfliehen wie den Reichssteuern, den Kirchengebeten für den Kaiser oder dem Doppeladler als einem beinahe allgegenwärtigen Symbol. Untertanen und Bürger übergaben den Kaisern oder den Reichstagen massenhaft Suppliken, und sie klagten vor den Reichsgerichten – auch gegen ihre eigenen Obrigkeiten. Frauen, die in gemischtkonfessionellen Ehen lebten, forderten dort die Glaubens- und Eigentumsgarantien des Westfälischen Friedens ein.

Haben sich – so läßt sich das Problem generalisieren – die Menschen in der Frühen Neuzeit „nur“ im Milieu ihres Standes, ihrer Konfession, ihres Geschlechtes und ihrer Heimat bestimmt, oder auch durch das in den Texten massenhaft auftauchende Distinktionskriterium „deutsch“? Die frühneuzeitliche deutsche Nation ist selten ein Thema der deutschen Historiographie gewesen. Das hängt mit der angeblich verspäteten Nationalstaatswerdung ebenso zusammen wie mit der vermeintlichen preußischen Mission in der deutschen Geschichte oder dem Erklärungsmuster des deutschen Sonderweges. Ob sich die Frühe Neuzeit als Anfang der angeblichen Misere eignet, steht hier auch auf dem Prüfstand. Ist in der deutschen Geschichte vor 1800 etwas „falsch“ gelaufen, so daß die Nation im 19. und 20. Jahrhundert einen Sonderweg gehen mußte? Gibt es darüber hinaus zeitliche Konjunkturen des Nationalen? In welchem Verhältnis steht das Nationale zur Konfession oder zu den Fürstenstaaten? Bereits die deutschen Humanisten forderten an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit die Vaterlandsliebe als „moralisch-politische Haltung“, um tugendhaftes gemeinwohlförderndes Handeln zu forcieren. Ihr Lob der patria betonte die Leistungen seiner Bewohner und entwickelte daraus die Vorstellung einer ethnisch und kulturell begründeten Deutschtum. Lassen sich daraus eine politische Kultur und eine kulturelle Identität ableiten? Hier setzen die nach vier leitenden Gesichtspunkten untergliederten Beiträge an: Auf die „Binnensichten“ folgen die „Außensichten“, danach wird die deutsche Nation in ihren europäischen Zusammenhängen vorgestellt, um abschließend die Frage nach einer distinkten deutschen „Kulturnation“ noch einmal anhand identifizierbarer Stile, literarischer Vorstellungen und der Musik aufzugreifen. Den

¹⁰ Dieter Langewiesche, Georg Schmidt (Hrsg.), *Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg* (München 2000).

Band beschließt ein von Astrid Ackermann verfaßtes Ergebnisprotokoll der Diskussionen.

Dieser Band ist das Produkt eines Kolloquiums, das vom 13. bis 15. März 2008 im Historischen Kolleg in München stattfand und neben den hier in einer erweiterten und überarbeiteten Form gedruckten 15 Vorträgen viele aufschlußreiche Diskussionen und Gespräche ermöglichte. Der Herausgeber hat dafür allen unten angeführten Teilnehmern herzlich zu danken. Dieser Dank erstreckt sich auch und vor allem auf Frau Dr. Elisabeth Müller-Luckner, die nicht nur die Veranstaltung administrativ begleitete, sondern auch diesen Band in größter Sorgfalt bearbeitete und fertigstellte.

Jena, im Mai 2010

Georg Schmidt